Das Kind.

Skizze von Ruth Cortz.

„Vielen Dank, Mama, jetzt verstehe ich die Aufgabe ganz genau, aber zur Lehrerin werde ich mich wohl doch nicht eignen. Glaubst du nicht, daß ich etwas anderes werden könnte? Zur Zahnärztin hätte ich Lust."

„Dazu gehört aber auch ein langes Studium, mein Kind. Jedenfalls melde ich dich vor Anfang nächster Woche keinesfalls für das Seminar an, wir besprechen noch einmal alles, wenn ich mehr Zeit habe. Jetzt will ich mich umziehen."

„Mama, — ich habe dich lieb, du bist die beste, — die..."

Die Mutter zog ihr schlankes Kind an das Herz und legte schnell die Finger auf den Mund, um den Betheuerungen Einhalt zu thun, dann küßte sie die Stirn und ging hinaus.

Angelika sah der Mutter mit einem zärtlichen, bewundernden Blick nach, bis die hohe Gestalt verschwunden war. Für sie gab es keine schönere Frau, noch nie hatte sie so reiches Haar mit einem so seltsam braunrothen Schein gesehen, noch nie so gute glänzende Augen, die bald grau, bald tiefschwarz schimmerten, noch nie eine Gestalt, die so graziös und elegant in den Kleidern aussah.

Daneben war sie ja häßlich, — geradezu häßlich! Die Glieder alle so lang und dünn, das Gesicht blaß, fast schneeweiß, und auf den Wangen zu beiden Seiten der Nase sogar einige helle, ganz hellrothe Sommersprossen. In der letzten Zeit ging sie etwas leidsamer frisirt, der dicke goldblonde Zopf lag wie eine Krone um den Kopf, das Haar fiel in einen tiefen Scheitel, bedeckte die Ohren und machte das Gesicht mit der stumpfen Nase und dem breiten, rothen Mund ein wenig schmäler. Aber die Kleider saßen gar nicht richtig, — immer zog sich die Bluse heraus, verschob sich der Gurt, man mußte sie fortwährend tadeln. — Sie würde wohl niemals eine so elegante Dame werden wie die Mama.

Auguste, das Hausmädchen, war irgendwo aufzufinden, und die Flurglocke ging nun schon zum zweiten Mal. Jetzt sogar etwas ungeduldig, ganz kurz klang sie, — befehlend.

Das junge Mädchen lief den Corridor entlang. Mama liebte es zwar nicht, wenn sie die Thüren öffnete, — heute aber ließ sie das Gebot außer Acht. Herr Hettner wollte ja kommen, und sie hatte ordentlich Herzklopfen vor Erregung, wenn sie daran dachte, daß sie ihn nun endlich einmal sehen sollte.

Was für ein herrlicher Mann muß er sein, wenn die Mutter so begeistert von ihm erzählen konnte.

Aus dem Schlafzimmer heraus hörte erregt die Stimme der Mutter: „Bitte Angele, öffne doch, Auguste ist mir Sachen holen gegangen, sie bleibt wieder einmal ewig fort. Ich komme sogleich — bitte Herrn Hettner in den Salon."

Das Kind hörte kaum hin, es stützte zum Eingang und wagte kaum die Augen zu erheben.

„Mutter wird jeden Augenblick kommen," brachte sie stockend hervor und plötzlich war das rosige Kindergesicht von einer dunklen Flamme übergossen. Wie gern hätte sie jetzt etwas Verblüffendes gesagt, Worte, die ihn in Erstaunen setzen, zur Bewunderung hinreißen sollten. Aber nichts fiel ihr ein, nicht einmal der Anfang eines Gespräches. Wenn sie doch nur etwas von der Klugheit der Mutter hätte, so klein und beschämt fühlte sie sich, wenn sie an Mama dachte.

„Wollen Sie mir so lange Gesellschaft leisten, gnädiges Fräulein?"

Angelika erschrak bei der unerwarteten Anrede, sie fühlte sich geschmeichelt, daß er sie anscheinend für älter hielt als sechzehn Jahre, es sagte doch sonst kein Mensch „gnädiges Fräulein" zu ihr, und dazu hatte seine Stimme etwas Berauschendes, sie klang wie ein Orgelton.

„Mama wurde etwas aufgehalten," gab sie wie zur Entschuldigung zurück. „Wir sprachen nämlich von meiner Zukunft, — ich möchte doch gar nicht gern auf das Seminar..." plötzlich hielt sie inne, — war es nicht zudringlich von ihr, mit ihm darüber zu sprechen, — was ging sie ihn denn an? Gewiß hatte sie eben einen schlimmen Fehler begangen.

Aber er nahm das Thema auf, als hätte er im Augenblick kein anderes Interesse. Es war gar nicht so leicht, mit ihm zu sprechen, man mußte ordentlich aufpassen, seine Gedanken sammeln, damit man den Anfang nicht am Schluß vergäße, es berührte sie wie eine Wohlthat, sich einmal ernstlich mit einem Menschen zu unterhalten, noch dazu mit einem so klugen und weitgereisten, wie Dr. Hettner es war, bis jetzt behandelte man sie doch nur als Kind, als Tochter ihrer schönen Mutter, neben der sie gänzlich verschwand.

Sie machte sogar ein etwas entmutigtes Gesicht, als Frau Martha [illegible] in der Thür erschien, aber bald siegte die Bewunderung. So schön wie [illegible] hatte diese lange nicht ausgesehen. Die Lippen leuchteten seltsam [illegible] dem Gesicht, das etwas blei[illegible] wie sonst, dazu das [illegible] knapp anliegende Kleid — [illegible] den Stehkragen sah der [illegible] aus, und die [illegible] reizvoll [illegible]. Angelika hatte ein geradezu peinliches Gefühl — sie genirte sich beinahe, als sie aus dem Zimmer ging, so ärmlich kam sie sich jetzt vor.

In ihrem kleinen Arbeitsraum setzte sie sich an den Tisch und schlug ein Heft nach dem anderen auf, dann nahm sie das Blatt vor, auf dem die Mutter ihr eine schwierige Aufgabe noch vor kaum einer halben Stunde erklärt hatte. Wie weit diese Zeit mit einem Male zurückzuliegen schien — als hätte sie vieles, vieles erlebt in den wenigen Minuten, so war ihr zu Muthe.

Mit einer unlustigen Bewegung schob sie das Blatt wieder zurück, und sie strengte sich an, den heutigen Tag von Anfang bis zu Ende noch einmal in ihre Erinnerung zu rufen. Von der Stunde an, da die Mutter mit einem plötzlichen Erschrecken und dann mit großer Freude seinen Brief erbrochen, weiter bis Auguste fortging, — wie sie ihm die Thür öffnete... die Worte, seine Stimme, und dann der Händedruck zuletzt, — ein kleiner Schauer jagte ihr über den Rücken, wenn sie sich das alles noch einmal vergegenwärtigte.

In dem Salon war niemand zu sehen, — ein Stuhl stand halb gewendet, als hätte ein Mensch ihn eilig verlassen. Aus dem Boudoir der Mutter tönten Stimmen, leise und erregte Worte fielen, die unverständlich blieben. Die Portiere war zugezogen, sonst hing sie schräg herunter und ermöglichte den Blick über das Zimmer. Angelika stellte in einem ihr selbst unerklärlichen Schrecken das Brett mit den Tassen und dem Kaffee auf einen Tisch und blieb halb unbewußt stehen.

„Fassen Sie sich, Frau Martha." Das hörte sie jetzt ganz deutlich und dazu ein trockenes, heißes Schluchzen. Einen Schritt stürzte das Kind vorwärts, als wollte es helfend der Mutter beispringen. Mama, ihre angebetete Mutter weinte! —

Und dann wieder seine Stimme: „Es kann nicht sein, — ich ahnte es schon damals, ich fürchtete es."

Angelika ging nach der Thür und blieb vor der Portiere stehen, da sah sie die Mutter in einem Sessel, den Kopf nach vorn geneigt, und Dr. Hettner halb geneigt neben dem Pianino, und er strich mechanisch über den Deckel. Nun erhob sich die Mutter und trat ganz nahe an den Mann heran, so nahe, daß die Schultern sich fast berührten. Angelika hätte sie wegreißen mögen, aber ehe sie noch an etwas anderes denken konnte, ergriff Hettner die beiden Hände, die sich ihm jetzt entgegenstreckten: „Können wir nicht gute Freunde werden, Martha? Ich habe Sie lieb, sehr lieb gewiß, — wie eine gute Schwester." —

Sie entwand sich ihm rasch und trat einen Schritt zurück. In ihren Augen lag eine plötzliche Wildheit, eine Leidenschaft, vor der Angelika erschrak.

„Vielleicht ist es nur eine augenblickliche Verirrung, Georg, und selbst, wenn Sie die andere zu lieben glauben, Sie werden es vergessen, verwinden. Kein Mensch in der Welt wird Ihnen je wieder so nahe stehen, wie ich, kein Mensch kann Ihnen ein so heißes Empfinden entgegenbringen. Sie wußten, daß ich Sie liebe, Sie lieben mich ja doch auch, glauben, daß Sie — Zuneigung zu mir empfanden, die über den Rahmen der Freundschaft hinausging. Wenn ich Sie verliere, Georg, dann ist mein Leben düster, verzweifelt, ich habe nichts mehr hier!"

„Sie haben Ihr Kind, Martha, Ihr reizendes, kluges Mädchen."

Die Augen der Frau flackerten schwarz, das ganze Antlitz zuckte und flammte. „Ich bin aber auch ein Weib, ich bin nicht nur Mutter, ich will auch endlich meinen Theil haben am Leben. Noch nie habe ich Ihnen erzählt, wie unglücklich meine Ehe war. Mein Mann kümmerte sich kaum um mich, er kannte nur seine beiden Leidenschaften, den Trunk und das Spiel, — mich sah er kaum in all' der Zeit, er hat mich um meine Jugend betrogen, nun haben Sie das Werk vollendet. Warum ließen Sie mir nicht meinen Frieden, warum mußten Sie mein Leben stören, wenn Sie doch nur ihr Spiel mit mir hatten!"

„Martha!" flehte er. „Beruhigen Sie sich, lassen Sie mich ihr Freund sein, Ihr aufrichtiger Freund, und gönnen Sie mir mein Glück, mit und meiner Braut. Es ist ja auch die erste Freude, die sie hat, — ein armes Mädchen, das jahrelang unter Fremden gelebt hat, immer abhängig war von den Launen reicher Damen und verwöhnter Kinder. Ihnen winkt doch noch das Leben. Sie, die Sie schön, die Sie reich sind, — in doppeltem Sinne."

Angelika sah nur noch flüchtig das heiße Antlitz der Mutter, dann stürzte sie hinaus. Sie warf sich auf ihr Bett, vergrub den Kopf in die Arme, und der ganze, zarte Kinderkörper schütterte in einem wilden Weinen. Ganz allmählich beruhigte sie sich ein wenig, die Thränen hörten auf zu strömen, nur das Herz pochte mit dumpfen Schlägen, wie ein Hammer.

Das, was sie eben erlebt, mußte doch wohl nur ein böser, quälend häßlicher Traum sein, konnte sich denn das alles zugetragen haben? Eine plötzliche Mattigkeit legte sich auf ihren Körper, nur das Hirn arbeitete weiter, — hastig, fieberhaft. Die Mutter, ihre angebetete Mutter hatte sich so entsetzlich vergessen und bei dem Manne um Liebe betteln können, ja, — es war ein Betteln, denn er war doch verlobt, mit einer anderen; glühend heiß stieg die Scham in dem Kinde auf, es sprang empor, eilte unruhig in dem Zimmer umher und warf sich dann wieder verzweifelt auf den nächsten Sitz. Bis heute hatte sie immer geglaubt, der Mutter etwas zu sein, ihr dereinst noch größere Freude machen zu können, als jetzt durch ihr artiges Wesen und ihre große Zärtlichkeit. Was sollte sie noch auf der Welt, wenn sie erfahren mußte, daß Mama einen fremden Menschen, — einen Mann, den sie nur wenig kannte, — mehr liebte, als ihr einziges Kind. Und mehr, als sie jemals den Vater geliebt, den Angelika kaum gekannt, und mit dessen Gedächtniß sie einen wahren Kult trieb.

Ihr war weh zu Muthe, — als habe sie alles verloren, was sie jemals liebes besessen auf der Welt, — den Glauben an das Gute, das Schöne, den Stolz auf die Mutter, die Erinnerungen, die Zuversicht zu der Gnade der Menschen, wie schweres, gluthheißes Blut aus einer Wunde, tropften die Thränen aus den Augen, und das Kind brach in ein irrendes, hilfloses Jammern aus.

Die kleine Krabbe.

Ein Märchen von Frederik van Eeden.

Von dem sandigen Strand aus ragen zwei Steindämme in das Meer hinaus. Es sind Seeköpfe, aus schwarzen Steinen erbaut. Wenn die Fluth kommt und das Meer aufs höchste steigt, deckt das Wasser sie beinahe ganz, doch während der Ebbe liegen sie trocken.

Auf diesen schwarzen Steinen, so weit als nur irgend thunlich in das Meer hinein, saß ein Mensch, so daß ihn das Wasser von allen Seiten umspülte. Er schaute über das langsam herausrollende Wasser hinweg. Es war still und warm. Die Wellen waren klein, und träge kamen sie daher, kaum daß sie sich die Mühe nahmen, sich leicht zu kräuseln — und dann, plumps! schlugen sie ermattet auf den Strand hin.

Zwischen den Steinen des Seekopfes wartete der dunkelgrüne Seetang geduldig auf das Steigen des Wassers. Einige bildeten einen dicken, samtartigen Teppich, die größeren breiteten ihre flachen bräunlichen Blätter aus, die Fluth erwartend, die nun bald kommen mußte.

Langsam, langsam stieg das Wasser. Bei jeder Welle schlug es ein wenig weiter über die Steine und schoß hastig dahin zwischen den Spalten und Klüften, beim Rückschnellen luftig-weißen Schaum zurücklassend mit großen Blasen, die eine nach der anderen in der Luft zerrannen. Und dankbar richteten sich die Algen auf, wenn das Wasser sie erreicht und ihre ledertartigen Blätter wieder anschwellen und nach stundenlanger Trockenheit neu erglänzen ließ.

Da lebten zahllose kleine Seethiere zwischen den Algen, Muscheln hielten ihre Schalen fest geschlossen, bis die See kommen würde, und in dem Wasser, das von der vorigen Fluth her noch in den Klüften zwischen den Steinen zurückgeblieben, verbargen sich kleine Garnelen und Krabben — alle, alle die wachsende Fluth erwartend. Zu Füßen des einsamen Menschen lag eine kleine tote Qualle. Halb lebend noch war sie von den Wellen auf die Steine geschleudert und dann von der brennenden Sonne völlig getötet worden. Der schlüpfrige, durchsichtige Körper war verschrumpelt und matt geworden. Der einsame Mensch neigte sich, um das seltsame Thier zu betrachten. Es war noch schön, von bläulicher Färbung, durchsichtig wie ein Edelstein, und auf dem leichtgewölbten Rücken wurden regelmäßig braune Streifen in der Form eines Sternes sichtbar. Ja, das war eine schöne kleine Qualle gewesen, als sie noch umherschwamm in der großen See. Doch nun war sie tot und nichts mehr als ein rundliches Häufchen bläulichen Schleims, das die stets wiederkehrende See nicht mehr zu beleben vermochte.

Da kam eine kleine graue Krabbe behutsam aus dem dunklen Spalt zwischen den Steinen hervor. Lange, lange hatte sie dort, geduldig wartend, gesessen — doch nun mußte das Wasser bald kommen, meinte sie, und so wagte sie es, leise und vorsichtig mit kleinen Schritten aus ihrem Versteck hervorzukriechen. Denn sie hatte die tote Qualle schon eine geraume Zeit vor dem Eingang ihrer Höhle liegen sehen, und tote Quallen sind die köstlichste Speise, die sich ein junges Krabbchen denken kann. Langsam krabbelte sie weiter über den dichten Teppich grüner Algen, flaumig wie das Moos im Walde — eins, zwei, eins, zwei, schräglinks auf die kleine Qualle zu. Nach jedem Schritt hielt sie einen Augenblick inne, um zu überlegen.

Der Mensch, der auf dem Steine saß, schaute weit über die heranrollenden Wellen hinaus nach der großen Sonne, die am Horizonte unterging. Das war für den Menschen ein prächtiger Anblick. Die kleine Krabbe indessen fand es garnicht schön, sie hatte so weit noch nie geschaut. Sie sah mit ihren beiden schwarzen Aeuglein nach der Qualle: das war ein schöner Anblick. Auch achtete sie des Menschen nicht, der dort saß, er war zu groß, als daß sie ihn schauen konnte.

„Ob die Fluth wohl bald kommt?" fragten die Algen, „wir werden so trocken — wir müssen sterben."

„Die Fluth kommt stets," sagte die kleine Krabbe im Vorübergehen — und den flachen Leib hoch auf ihren kleinen Beinchen aufrichtend, ging sie gravitätisch ihres Weges, schräglinks auf die kleine Qualle zu.

„Aber die Fluth kommt nicht," seufzten wiederum die Algen; „es dauert so lange, — noch nie hat es so lange gedauert."

„Dumme Zweifler," sagte die Krabbe. „Ich ärgere mich über euch. Würdet ihr denn noch am Leben sein, wenn die Fluth auch nur ein einziges Mal ausgeblieben wäre? Wer hat denn für euch gesorgt, für euch und euer Geschlecht, für all die Algen und all den Tang, der auf den Steinen wächst? Wollt ihr undankbar sein gegen das Wasser, das stets dann zurückkommt, wenn ihr beinahe im Sterben liegt? Glaubt ihr denn, daß das große Wasser, das uns am Leben erhält und ernährt und tränkt, jetzt plötzlich seine Kinder in Dürre und Elend wird umkommen lassen? Ihr thörichten Algen, ihr seid zu klein, um die große Gerechtigkeit des Wassers zu begreifen. Es kennt unsere Bedürfnisse und weiß um unsere Noth, es gibt uns Feuchtigkeit, wenn wir verschmachten, und führt uns Nahrung zu. Fragt die Muscheln, die sitzen still an den Steinen und rühren sich nicht. Doch wenn sich ihre Schalen öffnen, strömt die Nahrung herein, die ihnen das Wasser ausgesucht. Denn das Wasser ist gut und weicht nicht ab von seinen Wegen — das Wasser ist gerecht und gibt einem jeden was das Seine ist. Schande über die Undankbaren, die nicht vertrauen!"

Die kleine Krabbe hatte bei ihrer langen Rede gerade vor der kleinen Qualle Halt gemacht. Und nachdem sie ausgeredet, ging sie auf den verlockenden kleinen Fleck zu, den sie sich während des Sprechens bereits ausgesucht.

Da packte sie mit ihren festen Scheren ein Stückchen, zog es nach sich hin und begann mit den kleinen beweglichen Kiefern lustig davon zu essen. Ruhig und mit Wohlbehagen, denn sie war die einzige Krabbe ringsum, und den Menschen sah sie nicht.

Die Algen schwiegen beschämt — und die kleine Krabbe aß gierig weiter, dankbar dem großen Wasser, das ihr die Nahrung bereitet.

Da blickte der Mensch auf aus seinen grübelnden Sinnen, denn die Sonne am Horizont war hinter den Wolken verschwunden, war langsam herabgesunken wie ein großer Tropfen flüssigen Feuers. Und der Mensch schaute vor sich hin zwischen die Steine und gewahrte die kleine Krabbe bei ihrem leckeren Mahl. Eine Weile sah er ihr andächtig zu, allein die kleine Krabbe sah ihn nicht. Da gab der Mensch einen wunderlichen Laut von sich.

„Brr!" rief er aus, „wie ekelhaft!"

Und noch ehe die kleine Krabbe recht begriffen, was geschehen, flog ihr Mittagsmahl plötzlich aus ihren Scheren heraus und plumpste ein Endchen weiter in die See hinein. Hätte sie nicht zur rechten Zeit losgelassen, so wäre sie mitgeschleudert worden. Jetzt sperrte sie in zornigem Erstaunen ärgerlich die Scheren auf und spähte umher, um zu entdecken, wer ihr diesen Streich gespielt.

„Wer that das?" fragte die Krabbe, „das ist unrecht. Es war meine Nahrung."

Ein langes, fleischfarbenes Etwas kam dicht an ihre Scheren. Es war eine Menschenhand, aber unglücklicherweise wußte das die kleine Krabbe nicht.

„Thatst du das? Warte," sagte sie, „dich will ich kriegen," und kniff mit einem jähen Ruck die scharfen Scheren zusammen.

Das bekam ihr schlecht; sie flog noch weiter, als ihre kleine tote Qualle — aber nicht in die See, sondern auf den lockeren, trockenen Sand, weit, weit fort von den Wellen.

Sie kam flach auf den Rücken zu liegen und lag eine Weile wie betäubt. Endlich gelang es ihr mit vieler Mühe, sich umzudrehen und wieder auf den Füßen zu stehen. Sie sah recht erbärmlich aus, denn der kleine feuchte Körper und die langen Beinchen waren mit tausend und abertausend trockenen Sandkörnern bedeckt. Was sollte sie nun beginnen?

„Ist das recht?" fragte die kleine Krabbe. „Ist das recht? Wo ist die See? — Ich will wissen, ob das recht ist. Es war meine Nahrung. Die See wird mir recht geben. — Wo ist die See? Wüßte ich nur, wo die See ist! Ich will mein Recht," sagte die kleine Krabbe.

Hastig begann sie zu laufen. Eins, zwei, eins, zwei — mit hohen, schwebenden Schritten.

„Wo ist die See?" fragte sie, „wo ist die See?"

Doch die Muscheln um sie her waren tot und trocken, weiß gebleicht von der Sonne und antworteten nicht.

Welch ein Glück, der Sand wurde feuchter. Die See war näher. Ein sterbendes Fischlein lag am Strande.

„Bring mich hin zur See," seufzte es, — „ich bin ein junger Hering — und liege im Sterben."

„Ist das meine Schuld?" sagte die Krabbe ärgerlich, „ich habe genug mit mir selbst zu thun. Ich suche die Gerechtigkeit."

Ein Endchen weiter stand eine Möwe dicht bei den Wellen. Andächtig schaute sie zu, ob die See nicht etwas Leckeres an den Strand spülen würde — kein Fischlein oder Würmchen entging ihren Blicken.

„Die wird mir helfen," dachte die Krabbe und rief schon von weitem: „Das Recht, das Recht! — Ich suche die See und die Gerechtigkeit. Man hat mir meine Nahrung geraubt und mich an den Strand geworfen. Die See soll mir mein Recht geben."

Die Möwe wandte schnell den schlanken Hals — und sah mit einem Auge nach der Krabbe, die näher krabbelte. Ruhig wartete sie, bis diese ganz dicht herangekommen, jeder ihrer Bewegungen mit Spannung folgend.

„Recht!" rief die kleine Krabbe, „meine Nahrung!"

Schräglinks lief sie gerade auf die Möwe zu. Die Möwe sagte nichts und ließ sie ganz dicht herankommen. Und dann, schnapp! — bohrte sich der scharfe Schnabel in den Rücken der kleinen Krabbe.

„Gerechtigkeit!" rief diese noch — und im nächsten Augenblick schon lag sie platt am Boden — und die Möwe riß die Eingeweide aus dem aufgehackten kleinen Leibe.

Die See war gestiegen und bedeckte die schwarzen Steine völlig mit kräuselnden, schäumenden Wellen. Die geduldigen Muscheln öffneten ihre Schalen und ließen das labende Naß einströmen — die schlanken Algen reckten sich in der Fluth und wogend schwankte das geschmeidige Grün in dem frischen, wühlenden Wasser.

„Seht, seht!" — sagten sie leise, „wir sind schlecht gewesen. Ist das gute Wasser nicht gekommen, um uns zu laben? Ja, die kleine Krabbe hatte recht, das Wasser ist gerecht und gedenkt seiner Kinder."

Doch auf dem trockenen Sande lag die leergepickte Schale der kleinen Krabbe zwischen den gespreizten Beinchen. Und der Wind hat sie getrocknet in den darauffolgenden Tagen, und die Sonne hat sie weiß gebleicht, und sie war weißer als der Schaum der heranrollenden Wogen.

Das Aussehen der Feinschmecker.

Brillat-Savarin, der Verfasser der berühmten Physiologie des Geschmacks, charakterisirt auch die Feinschmecker. Er meint, daß es Individuen gebe, denen die Natur jene Feinheit der Organe versagt hat, ohne die die schmackhaftesten Speisen unbeachtet geschluckt werden. Die Zunge dieser Unglücklichen sei nur schlecht mit den Nervenwärzchen versehen, die den Geschmack einfangen und vermitteln sollen. Eine andere Kategorie begreife die Zerstreuten, in sich die Schwätzer, die Beschäftigten, die Ehrgeizigen und alle anderen, die zu gleicher Zeit zweierlei Dinge thun möchten und nur essen, um sich zu füllen. Zu diesen gehörte u. a. Napoleon I. Er war sehr unregelmäßig in seinen Mahlzeiten, aß schnell und schlecht. Sobald er Appetit fühlte, mußte er auch befriedigt werden, und seine Feldküche war so eingerichtet, daß man an jedem Ort und zu jeder Stunde ihm unverzüglich, beim ersten Befehl Geflügel, Koteletten und Kaffee vorsetzen konnte. Nach Brillat-Savarins Ansicht gibt es aber eine bevorzugte Klasse von Menschen, die durch materielle und organische Vorausbestimmung zu den Genüssen des Geschmacks berufen ist.

Die geborenen Feinschmecker sind meistens von mittlerer Größe; sie haben ein rundes oder viereckiges Gesicht, glänzende Augen, kleine Stirn, kurze Nase, fleischige Lippen und rundes Kinn. Die Frauen sind drall, eher hübsch als schön und etwas zum Fettwerden geneigt. Die Näscherinnen dagegen haben nach Brillat-Savarins Beobachtung feinere Züge, zarteres Aussehen, sind niedlicher und unterscheiden sich durch ein ganz eigenthümliches Zungenschnalzen. Unter diesen äußeren Zügen empfiehlt Brillat die liebenswürdigen Gäste zu suchen; sie nehmen alles an, was man ihnen gibt, essen langsam und kosten mit Ueberlegung. Sie beeilen sich nicht, den Ort zu verlassen, wo sie eine gewählte Gastfreundschaft empfing, sie bleiben den Abend über und kennen die Spiele und Zeitvertreibe, die zu jeder gastronomischen Gesellschaft gehören. Diejenigen aber, denen die Natur die Fähigkeit der Geschmacksgenüsse versagt hat, haben, nach Brillat-Savarin, ein langes Gesicht, lange Nase und glanzlose Augen. Welches auch ihr Wuchs sein möge, stets haben sie etwas Längliches in ihrem Körperbau. Sie haben schwarze und glatte Haare und sind stets mager. Brillat-Savarin meint sogar: „Sie haben die langen Hosen erfunden." Aber das ist eine durchaus unhistorische Bemerkung, die, wie so manche andere gezwungene Wendung in diesem berühmten Werk, offenbar nur gemacht ist, weil der Verfasser um jeden Preis witzig und geistreich sein will.

Der Hungerstreik.

Eine ähnliche Form des moralischen Zwangs in Indien.

Es gibt wirklich nichts Neues unter der Sonne. Anläßlich des Hungerstreikes, durch den unbändige Stimmrechtlerinnen in England die Freiheit von den ihnen gerichtlich zuerkannten Gefängnisstrafen neuerdings mit viel Erfolg ertrotzen, haben indische Autoritäten in diesen Tagen eine ähnliche Form des moralischen Zwanges in Erinnerung gebracht, die noch vielfach in Asien im Schwange ist. Am häufigsten soll sie im Verhältnis zwischen dem Gläubiger und säumigen Schuldnern in Anwendung kommen. Will oder kann der Schuldner nicht mit dem schuldigen Gelde herausrücken, so setzt sich der Gläubiger auf des Mannes Türschwelle, weicht nicht vom Platze und verweigert alle Nahrung, bis die Zahlung erfolgt. Man nennt das „Dharna-Sitzen", und es scheint in Indien so gut zu wirken, wie der Hungerstreik hartnäckiger Weiblein auf den englischen Minister des Inneren.

Das Zwangsmittel soll aber auch in anderen Fällen angebracht werden. Der greise Sir George Birdwood, einer der größten Aerzte und Lehrer der Heilkunde, die England je nach Indien gesandt hat, erzählt darüber in der Times ein unterhaltendes Beispiel.

Birdwoods ärztlicher Ruf hatte ihn unter den indischen Eingeborenen fast in das Ansehen eines Zauberers gebracht, und einmal saßen in Bombay an zweihundert Weiber vor seiner Tür und wollten durch Hungerstreik von Sir George Birdwood erzwingen, daß er ihnen Aussicht auf männliche Nachkommenschaft verschaffe. Das Verlangen an sich war ihm natürlich nicht neu, denn während seiner Dienstzeit im Persischen Golf hatten ihm massenhaft arabische Männer mit der gleichen Forderung keine Ruhe gelassen. Die weibliche Blokade seines Hauses indes, verschärft durch Hungerstreik, brachte ihn doch anfangs in wirkliche Verlegenheit, bis dem Kenner des Gedankenganges der asiatischen Menschheit doch ein leuchtender Gedanke aufging. Er trat vor seine Tür und sprach die geflügelten Worte: „Ich wollte durch mein Schweigen nur eueren Glauben prüfen. Nun oder mögt ihr in Frieden von hinnen ziehen, fest in der Ueberzeugung, daß diejenigen von euch, die Söhne verdienen, mit Söhnen gesegnet werden, diejenigen aber, die sie nicht verdienen, werden nicht gesegnet werden."

Die ganze Schar zog erleichtert und zufrieden von dannen, und wie kann allmählich die Monate verrannen und die Zeit sich erfüllte, wurde Birdwood mit süßem Naschwerk und allen möglichen anderen Gaben überhäuft. Es waren auch einige Wiegenmodelle in geschmiedetem Silber darunter, die jedes eine Rosenknospe enthielten. Sir George Birdwood, der schon einige achtzig Jahre zählt, hat augenscheinlich noch den besten Humor. Denn er meint, vielleicht würden der Premier der Schatzkanzler und der Kolonialminister Harcourt in dieser Anekdote eine Anregung über die Art und Weise finden, wie den Stimmrechtlerinnen am Ende beizukommen wäre, etwa nach der Melodie: diejenigen von euch, die das Wahlrecht verdienen, sollen es erhalten, diejenigen, die es nicht verdienen — nicht.

Das älteste Wohnhaus in Deutschland.

In dem uralten, allen Rheingaureisenden bekannten Städtchen Winkel, dem „Vincella" der Römer, befindet sich noch heute das sogenannte „Graue Haus," die Wohnstätte des berühmten Mainzer Erzbischofs Rabanus Maurus, der dort um das Jahr 850 starb. Auf Anregung Dr. Plaths aus Wiesbaden, eines der bedeutendsten Kenner der Karolingerzeit, dem auch die Wiederherstellung der alten Palastkapelle Karls des Großen in Nymwegen zu verdanken ist, hat der jetzige Besitzer des „Grauen Hauses", Graf Matuschka-Greiffenklau, den Bau fachmännisch untersuchen lassen und Ausgrabungen in der ganzen Anlage vorgenommen. In einer kürzlich erschienenen Broschüre von P. Eichholz weist der Verfasser nach, daß wir es hier unzweifelhaft mit dem ältesten deutschen Wohnhause zu tun haben, das unbedingt dem neunten Jahrhundert zugewiesen werden muß, wie vor allem aus den Umrahmungen der Oeffnungen und einigen schmückenden Beigaben erhellt. Auch daß es sich wirklich um das Wohnhaus des Rabanus Maurus handelt, sucht der Verfasser aus der Anlage und Ausführungsweise des Baues zu schließen und durch Urkunden und Tradition zu belegen. So stellen die Annalen von Fulda unzweifelhaft fest, daß Rabanus Maurus in Winkel einen Hof besessen hat. Die Ortssage aber berichtet über die große Hungersnot des Jahres 850, daß Maurus täglich mehr als dreihundert Menschen in Winkel mit Speisen versehen habe außer denen, die sich ständig in seiner Umgebung befanden."

Allerlei für's Haus.

Das Entfernen lästiger Haare. Dieses Haar kann durch kein Mittel dauernd entfernt werden, es wächst immer wieder nach, und jede Prozedur muß wiederholt werden, auch die Anwendung der Elektrizität. Hier ein sehr einfaches, billiges und unschädliches Mittel: Für 10 Cents Barium Sulphid und für 10 Cents Reispuder gehörig durcheinander geschüttelt. Das ist genug für 20- bis 30maligen Gebrauch. Man bewahrt es trocken, gut verkorkt in einem Glase auf. Beim Verwenden nimmt man einen Teelöffel voll davon, rührt es mit etwas Wasser zu Brei und trägt es auf die Haut auf, so daß es das Haar deckt. Nach fünf Minuten schon kann man es mit einem Horn- oder Holz- Papiermesser abschaben und wird dann die Haut rein und glatt finden. Ein- bis zweimal per Woche, je nach Bedarf; nicht einreiben, nur mit einem Läppchen abtupfen.

Strohmatten reinigt man, indem man eine Bürste in erwärmtes Salzwasser taucht und damit die Matte gehörig abreibt. Das Salz verhindert das Gelbwerden der Strohmatten.

Siegellack, in Spiritus gelöst, kann im Haushalte zu mancherlei Zwecken, wie z. B. zum Lackieren von Blech, Holz u. s. w., verwendet werden. Man gibt ihn in kleineren Stücken in eine Flasche, gießt Spiritus hinzu, schüttelt ihn hin und wieder um, worauf nach mehreren Stunden die Lösung erfolgt sein wird. Der Auftrag der Lacklösung auf den betreffenden Stoff erfolgt, wie gewöhnlich, mit einem Pinsel.

Sägespäne, wenn sie billig und leicht zu haben sind, streue man auf den Boden des Kehrichteimers, weil sich dann Kehricht und Schmutz weniger anlegen und der Boden nicht so leicht durchrostet.

Farbige Stickereien lege man vor der Wäsche mehrere Stunden in Buttermilch, wonach sie mit lauem, reinem Wasser zu waschen sind.

Die Reinigung von Wachstuchdecken geschieht am besten durch Waschen mit Seife und Wasser. Nach dem Trocknen wird die Decke mit einer Mischung von 1 Teil geschmolzenem Wachs und 10 Teilen Terpentinöl nachpoliert. Das Terpentinöl darf nicht bei offenem Feuer zugegeben werden.

Beim Einschlagen von Nägeln in Holz kommt es häufig vor, daß das Holz aufreißt. Dieser Uebelstand läßt sich auf einfache Weise verhüten. Vor dem Eintreiben stelle man den Nagel auf den Kopf und schlage mit dem Hammer auf die Spitze, bis sie etwas breiter wird. Der so vorbereitete Nagel kann ohne Besorgnis in das Holz eingetrieben werden.

Gegen übelriechenden Achselschweiß sind häufige Waschungen mit verdünnter Salicylsäurelösung anzuwenden. Nach jeder Waschung trockne man die gewaschenen Stellen sorgfältig ab und pudere sie mit Salicylstreupulver ein.

Alle wichtigen Papiere, wie Sparkassenbücher, Versicherungspolicen, Verträge und andere Urkunden, verwahre man in einer verschlossenen Kassette. Wenn man sie plötzlich gebraucht, hat man sie schnell zur Hand, und in etwaigen Fällen dringender Gefahr, wie in Feuers- oder Wassersnot, kann man sie besser in Sicherheit bringen.

Künstliches Mahagoni. Gewöhnliches rohes, weißes Holz streicht man mit grüner Nußschalentinktur, wachst es mit rotem Wachs oder Bohnerwachs und reibt es mit einer ziemlich harten Bürste blank. Rotes Wachs sieht dem Mahagoni am ähnlichsten; wo es nicht zu bekommen ist, kann man auch helles Wachs vorteilhaft anwenden," wenn die Möbel vorher mit Nußschalentinktur gefärbt werden.

Gerste darf niemals in eisernem Kochgeschirr gekocht werden, weil sie sonst unschmackhaft und schwärzlich wird, sondern in ganz weiß emailliertem Kochtopfe.

Honig gegen Heiserkeit. Um katarrhalische Heiserkeit zu beseitigen, nehme man alle 1—2 Stunden einen Teelöffel Honig ein. Sollte dieses einfache Mittel innerhalb eines Tages keine Besserung bringen, so füge man dem Honig noch Eigelb und süßes Mandelöl hinzu. Auf einen Eßlöffel Honig rechnet man ein Eigelb und für 3 Cents Mandelöl.

Salbe für aufgesprungene Hände. Ein Löffel Honig, zwei Löffel Hafermehl, ein eigroßes Stück Schweineschmalz, zwei Eigelb und ein wenig Rosenwasser. Dies alles wird gut durcheinander geknetet, bis es eine geschmeidige Salbe gibt, mit der man abends die Hände einreibt, nachdem man sie gut in heißem Wasser gewaschen hat. Sind die Hände sehr aufgesprungen, so empfiehlt es sich, sie außerdem dreimal am Tage mit Zitronensaft einzureiben. Es schmerzt zwar für den Augenblick, heilt aber schnell und gut.